

(Nachdruck verboten.)

10]

## Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Der Klaus hätte dann Wochen auf den Händen getragen. Es wäre ein vorsichtiger Heirathskontrakt gemacht worden: so viel jährlich, der Rest in sicherem Depot. Eine Wohnung in W., ein netter Wagen mit zwei Ponies, süße Enkelkinder und hochvornehme Verwandtschaft. Ein so glückliches Wochen, wer mag es ausdenken.

Nun rollen die schweren Erdschollen polternd auf den Sarg — ein häßliches Geräusch. Du nimmst eine Hand Erde und wirfst sie hinab. Immer höher thürmt sich der Berg, der Sarg verschwindet, bald ist die Grube gefüllt.

Nun kniest Du niederstürzen, die Schollen emporwühlen, den Sarg aufreißen, nur einmal noch sie sehen. Aber rings stehen schwarze feine Herren, gerührt und gelangweilt; da nimmst Du Dich zusammen und hast eine vortreffliche Haltung, ungefähr wie jemand, dem das alles recht weh thut, der aber immer weiß, wie weit die Grenzen der Nüchternung abgesteckt sind.

Abraham steht neben Dir und findet keine Thräne wie Du. Nimmst nicht da drüben ein weinendes Mädchen, das Kennchen zu sein scheint, viele Kränze und legt sie auf Eva's Grab? Der muß die Sache nahe gehen, denn sie hat erst vor einiger Zeit selbst dem Tode ins Auge gesehen. Du brachtest sie in Dein Haus und hast sie gerettet, Dein eigenes Kind aber liegt jetzt da drunten, tief.

Nun hat die Sache aber wirklich lange genug gedauert. Der Pastor nimmt feierlichen Abschied und fährt, was die Säule laufen können, zur Trauung. Es ist auch die höchste Zeit, denn die Baronin Trauensee harzt schon in sehrender Ungebuld des feierlichen Augenblicks, der sie mit ihrem theuren Magel auf ewig vereinen soll; und nicht minder ungeduldig ist der freiherrliche Bräutigam. Auch die übrigen „Leidtragenden“ zerstreuen sich, um nach erledigter Pflicht zu Wagen oder zu Fuß wieder nach Hause, zu ihren Geschäften oder Vergnügungen zurückzukehren.

Der Anwalt fährt mit Abraham nach Hause, Kennchen in einem zweiten Wagen hinterher.

Wenige Minuten später liegt das Grab einsam. Nur die Spatzen fliegen herzu und sehen die Kränze an, ob es da für sie etwas zu naschen giebt.

Allmählig geht die Sonne nieder und es wird Nacht.

### IX.

Es thut mir weh, Eva Simon, von deinem Grabe zu scheiden auf Nimmerwiedersehen. Aber das Leben rollt fort über die Versuchunden, und viele, die dir näher standen als ich, haben dich vergessen. Sie wollen auf Trauer Sonnenschein, und sie würden es nicht gerne sehen, wenn die trüben Kapitel sich hier endlos aneinanderfügten.

Ich habe alles kurz gefaßt, nicht davon erzählt, wie du den Brief küßt und öfnetest und todesstarr ihn läsest, nichts von deiner Verzweiflung und von dem Ende. Es ist ja nun auch alles gleich. Wenige Jahre, Jahrzehnte, dann folgen wir alle dir nach, und mancher von uns wird sich nach der Ruhe da drunten schon früher sehnen.

Kein Mensch wird die Geheimrätin in Schutz nehmen wollen, aber ihre Strafe für den unglückseligen Brief war wirklich etwas hart. Nicht etwa der Thränenströme wegen, die Klara wie ein Sieb nach niederließen ließ, denn jeder wußte, daß Klara stets lächerlich sentimental war und kein Fuhn sterben sehen konnte. Auch nicht Klaus' wegen, dessen Stöhnen und Toben als die gerechteste Strafe für seine unüberlegte Handlungsweise gelten konnten. Wohl aber aus grund der unerhörten Handlungsweise derer von Böck. Als Princeps dieser Familie galt der bereits kurz erwähnte General, und dieser „sehr beschränkte Mann, der als Generalmajor wegen völliger Unfähigkeit den Abschied erhalten hatte“, erlaubte sich die beispiellose Unverfrorenheit, sie, die Geheimrätin, wegen der Affäre zur Rede zu stellen. Notabene, ein Mensch, der seit Jahren die Familie Hainisch glattweg geschneitten hatte. Nie hat diesem pensionirten und wegen Unfähigkeit

entlassenen Manne eine Dame aber auch besser gedient als in diesem Fall die Geheimrätin.

Um wen hatte es sich gehandelt? Um eine Jüdin, und noch dazu um eine bettelarme Jüdin! Um wen noch? Um Verwandte, deren bloßer Anblick die Geheimrätin angewidert hatte. Um was weiter? Um einen verliebten jungen Menschen, der sich vor dem sicheren Ruin sah, wenn diese Heirath zustande kam, um einen Tollkopf, der sein Herz auf der Zunge getragen hatte. Und dem allem gegenüber hätte sie, die Geheimrätin, die Hände in den Schoß legen, jüdische Enkel in der Armenschule groß ziehen, koscheres Fleisch und Maken essen sollen?!

Auf alle diese Fragen hatte der General die Dreistigkeit zu antworten: „Ja.“ Dann nahm er Hut und Stock, und die Familie Hainisch war fortan für die v. Böck's todt.

Auf die v. Böck's folgten viele andere; die Sache sprach sich herum, und die Geheimrätin war vervehmt. Sie trug das zunächst mit stoischer Würde, aber die Konsequenzen waren unheimlich. Was sollte aus Hedwig und Klara werden, die zusammen jetzt genau fünfzig Jahre zählten? Kein Ball mehr, keine Gesellschaft, keinerlei Cbance auf Freier! Dann traf das fürchterlichste ein: Klaus nahm seinen Abschied. Er hatte gekämpft wie ein Ertrinkender, besser geturnt als je, schneidiger sich gezeigt als irgendwann vorher — aber er entran dem Verhängniß nicht.

Erst viele Tage später ließ sich Herr Klaus bei seiner Mutter sehen. Aber er hatte sich einen kannibalischen Muth angetrunken und kam nicht als Hilfesuchender, sondern als Herr. Die Geheimrätin versuchte einen verzweifeltsten Widerstand, aber Klaus siegte. Die Nachbarin links und rechts, oben und unten führten bei dem Hauswirth wegen des heillosen Skandals Beschwerde, und nur um der sanften Klara willen konnte der Hauswirth diese Szene verzeihen.

Es war recht erbärmlich zu sehen, wie der schöne Klaus herunterkam. Er blieb bis spät nachts fort, fand nirgend's Stellung und zeigte durch seinen raschen Niedergang deutlich, daß die arme Eva mit ihm gewiß nicht glücklich geworden wäre.

### X.

Der Agent hatte eine eigenthümliche Liebhaberei, er telegraphirte gern. Ueber eine fein zu stilisirende Depesche konnte er stundenlang nachdenken, und nur sein Mangel an Baarvermögen hatte diese Leidenschaft bisher bei ihm nicht ausarten lassen. Umgekehrt haßte die Tante nichts so sehr als Telegramme, bei denen sie stets sofort Schlimmes vermuthete, und in zarter Rücksicht auf diese Nervosität sandte der Agent seine Botschaften jetzt nur an Bruder Christian. Da nun aber Christian bei der Tante wohnte, sah diese den Depeschboten trotzdem eintreffen, und der Zweck der Vorsichtsmaßregel wurde somit vereitelt. Es war einfach lächerlich, wie das Trauermagazin in diesen Tagen von Telegraphenleuten überlaufen wurde. Drei, vier Depeschen über Tag waren das gewöhnliche Maß, und von jeder größeren Station aus kam die Nachricht, daß es dem Agenten gut gehe. „Etwas kalte aber herrliche Reise, bin gesund“ — „Soeben Schweizer Grenze übersahren, lese Tell, Befinden vorzüglich“ — „Anaufhaltam weiter, morgen am Ziel, melde Ankunft telegraphisch, Gesundheitszustand tadellos,“ — Dieser Art waren des Neffen wirklich überflüssige und nichts-sagende Telegramme. Von Basel aus sandte er eine mindestens drei Mark kostende Depesche, daß er im Stat sieben Mark fünfzig Pfennig gewonnen und dieselben zur gemeinsamen Kasse geschlagen habe, eine Ehrlichkeit, die selbst seine herzensgute Mutter verblüffte. Die Ankunft in Nizza verschlang ein kleines Vermögen, denn von hier aus erhielten nicht nur Christian und Paula, sondern des Agenten sämtliche Freunde und Feinde telegraphische Mittheilung. Den einen wurde die Sache als Vergnügungstour, den anderen als Geschäftsvorreise dargestellt, beide Theile mußten aber zu der Ueberzeugung kommen, daß der Agent im Golde schwimme, und sein Berliner Kredit wurde durch diese Telegramme einigermaßen gefestigt.

Am nächsten Tage kamen die Depeschen in das Trauermagazin stobweise. „Dreihundert Frank's soeben gewonnen. Höre für heute auf. Wetter herrlich, mein Befinden großartig. Trinke Guer Wohl.“ — „Glück noch einmal versucht.“

System unübertrefflich. Gewinn Summa siebenhundertdreißig Franks. Tausend herzliche Grüße. Immer Euer treuer Albert." Sogar spät nachts kam noch ein Telegramm, in dem mitgeteilt wurde, daß der Agent in einem Restaurant am Meere sitze und auf seiner Familie Wohlergehen eine Flasche Sekt trinke. Der Stil dieser Depesche war unklar und verrieth sehr deutlich, in welchem Zustande sie abgefaßt war.

Um so mehr mußte es überraschen, als vier Tage lang nicht die geringste Nachricht mehr kam. Man gab sich bereits den trübsten Ahnungen hin, und zitternd wurde die endlich, am fünften Tage nachmittags, eintreffende Depesche geöffnet. Sie lautete: „Großartiger Erfolg nach schweren Kämpfen. War fast verloren, jetzt brillant. Gewinn achtausend Franks. Meine Gesundheit etwas angegriffen. Sobald zwanzig Mille erreicht, reise ab. Soll Drangen schicken? Bitte telegraphisch Antwort.“

Abends wurde daraufhin bei Schweder's Champagner getrunken, und der Kandidat hielt in guter Laune eine Rede. Man hatte Albert im Leben viel Unrecht gethan, das sah selbst die Tante jetzt ein. Am andern Morgen sandte Schweder's Trauermagazin den Nothleidenden in Weisensee fünfhundert Mark, und diese rühmliche That machte gerechtes Aufsehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Goldene Aepfel.

Im „Meißler Floh“ erzählt G. L. A. Hoffmann vom Weihnachtsbaum mit seinen Lichtern und von den „goldenen Aepfeln aus den Gärten der Hesperiden“, die an seinen Zweigen hängen. Meint Hoffmann die Apfelsine oder Orange, die man lange für den mythischen Aepfel der Hesperiden hielt, so irrt er mit Vielen vor und nach ihm. Erst W. Hehn konnte sich von der Vorstellung freimachen, daß die Hesperidenbäume mit den goldenen Früchten Orangebäume wären. Die Aepfel, die Herkules dem Atlas abnahm, konnten gerade in der altgriechischen Sage nicht Drangen sein, weil diese erst durch Alexander's bis nach Indien reichende Siegeszüge bekannt wurden. Ostindien ist in der That die Heimath der Drangen, und im Himalaya traf der englische Botaniker Hooker noch in der neuesten Zeit wilde Drangen.

Mignon's Schnuckel nach dem Land, „wo die Zitronen blüh'n, im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n“ . . . wäre mit bezug auf Italien vor den Kreuzzügen noch völlig depopulirt gewesen. Denn im Alterthum war in Südeuropa noch keine Spur von den Agrumen zu finden. Homer hätte die schönen Bäume gewiß genannt, wenn er sie gekannt hätte, allein sie kamen erst verhältnißmäßig spät aus Indien über Persien nach Palästina und Egypten und von hier durch die Kreuzfahrer in die Mittelmeer-Länder, zu deren herrlichsten Attributen sie nunmehr zählen. Zur Beantwortung der Frage nach „Namen, Stamm und Sippschaft“ der eigentlichen Hesperidenäpfel hat der Freiburger Professor Franz Studniczka werthvolles Material geliefert. Eine Schale aus Naukratis mit kyrenäischer Malerei zeigt nebst der zu den Dolbenblüthlern gehörigen den Stolz und Reichthum Kyrene's ausmachenden Silphiumstaude einen stylisirten Baumzweig mit runden apfelartigen Früchten, deren jede an der freien Rundung einen kleinen dreizackigen Nussatz zeigt. Dieser ist nichts anderes als der für den Granatapfel charakteristische Kelchrest der Blume. Eine Münze von Kyrene zeigt Herakles und die hesperische Nymphe beiderseits von dem fruchtbeladenen Granatbaume.

Man wird diesem gelehrten Exkurs gegenüber einwenden, daß Hoffmann Hesperidenäpfel mit poetischer Freiheit für den lieben traulichen Aepfel der Heimath gefaßt hat. Allein der süße, in hundert von Sorten gezüchtete Aepfel unserer Gärten ist kein wohlgezogenes Kind des Holzapfels unserer Wälder. Schnitze und Kerne von diesem finden sich schon in den Pfahlbauten als Speisereste der Menschen einer fernern Zeit. Aber unser Kulturapfel ist nach den neuesten Forschungen durch mannigfache Kreuzungen dreier wohlunterschiedener Arten, nämlich des im Kaukasus vorkommenden *Pirus pumila*, der gleichfalls im Orient einheimischen *Pirus dasphylla* und des in Sibirien vorkommenden *Pirus prunifolia* entstanden, an welsch letzteren namentlich der Astrachaner Aepfel erinnert.

Der Aepfel im griechischen Mythos, sowohl derjenige, den Persephone gegessen hat, als jener, den Paris „der Schönsten“, das hieß Aphrodite, übergab, dürfte der ursprünglichen Vorstellung nach der der Liebesgöttin geweihte Granatapfel gewesen sein. Im syrisch-phönizischen Götterdienst war — nach Hehn — der Granatbaum von solcher Bedeutung, daß der Name des Granatapfels „Mimnon“ mit dem des Sonnengottes zusammenfällt. Auf Cypern hat Aphrodite selbst den Granatapfel gepflanzt, der mit seinen vielen Samenkörnern ein Sinnbild der Fruchtbarkeit darstellte. Dieser Aepfel war auch der „Zantapfel“, die Ursache des männermordenden Kampfes um Troja.

Die schöne Atalanta wurde durch goldene Aepfel — gewiß waren es dem Mythos Granatapfel — besiegt. Sie lief mit Hippomenes um die Wette und blieb zurück, da sie nach den goldenen Aepfeln langte, die ihr Gegner fallen ließ.

Nicht minder bedeutsam sind die Beziehungen des Aepfels zur germanischen Mythologie. Die nordische Göttin Iduna war die Hüterin goldener verjüngender Aepfel. Da geschah es, daß der Niese Thiafinn den listigen Loki fing. Als Lösegeld verlangte er die Wunderäpfel der Jugendgöttin Iduna. Loki raubte sie, und alle Aßen mußten altern wie Erdgeborene. Endlich gelang es Wodan's Klugheit und Thor's Hammerkraft, den Riesen zu befreien und die Aepfel zu erringen. In Wagner's „Rheingold“ klingt diese Sage bekanntlich fort. Der sinnige Mythos unschreibt den Raub der sonnenflamnten Frucht durch den gewaltsamen Winter, ihre Wiedergabe durch den lachenden Frühling, das Verschwinden der Sonne und ihr beglückendes Wiedererscheinen. Den Kelten war das Paradies „Avalon“, das ist Apfelsland, und nach einer persischen Legende stirbt Mohamed in demselben Augenblicke, da er Apfeleruch verspürt.

Was die Granate des Südens, das ward der an ihre Stelle getretene Aepfel des Nordens: ein Zeichen der Liebe. Das von Karl dem Großen in Magdeburg zerstörte Bild der Göttin Freia hatte in der rechten Hand eine Erdkugel, in der linken drei Aepfel, die wendische Göttin der Liebe zeigt sich gleichfalls mit einem Aepfel in der Hand. Der Aepfel ist nach vielverbreiteter Vorstellung Niesesammet. Nach dem Ringwechsel überreicht der Bräutigam der Braut in Slavonien einen Aepfel. Das sizilianische Volkslied erinnert wehmüthig an das Geschenk des „Aepfels der Liebe“. Der „Brautapfel“, dem wir in der Lüneburger Heide begegnen, hat vielleicht seinen Ursprung in dem romanischen Brautapfel von Tarent. Jeder der Hochzeitsgäste bekommt hier einen Aepfel, schneidet eine Spalte in ihn und steckt ein Geldstück für den Geistlichen hinein. Im Lüneburgischen wird der Thaler für den Geistlichen ebenso in den Brautapfel gesteckt und dieser dann während der Trauung auf den Altar gelegt. Im Mittelalter wurde den Brautleuten eine Schale mit Aepfeln vorangetragen. Ein Aepfel, den man selbst in der Aepfelhöhle getragen, weckt untrüglich Liebe. Im Argau machen nach Nothholz vormal's Aepfel und Birnen den Beginn jedes Hochzeitsmahles. Aus der hingeworfenen Schale weissagte man, wie es noch heute selbst städtlicher Brauch ist.

Die gelehrte Medizin vergangener Tage rechnete mit dem Aepfel als wichtigen Bestandtheil der Apotheke. „Die süßen Aepfel haben auch ihren äußerlichen Nutzen; denn wenn man einen süßen Aepfel unter heißer Asche bratet und zwischen doppelten Lächlein über die Augen leget, so pflegt er die darinnen vorhandenen Schmerzen zu lindern und kann mit Myrrhen im Seitenstechen auf den schmerzhaften Theil gelegt werden. Es sind von denen Aepfeln vielerlei Präparate, als der *Succus fermentatus*, der ausgegorene Saft oder Aepfelwein, und der Syrup von süßen und säuerlichen Aepfeln, so in Beschwerden des Herzens, Ohnmachten, Herzlopfen und Fiebern gut thun, die schwarze Galle dämpfen, den Durst löschen und den Magen stärken.“ So und so weiter heißt es in einem vielbenutzten Kräuterlexikon des vorigen Jahrhunderts's.

In dem Dorfe Woolsthorpe (Lincolnshire) stand ein alter Aepfelbaum, der mehr noch als die vom Perserkönig Xerxes mit goldenem Zierrath geschmückte Plantane fürstliche Auszeichnung verdient hätte. In jenem Dorfe hatte Sir Isaac Newton am 5. Januar 1643 das Licht dieser von ihm so sehr erhaltenen Welt erblickt. Als gereifter Mann zog er sich in den geliebten Heimathsort zurück. Eines Tages sah er sinnend vor dem Aepfelbaum, als eine Frucht zu Boden fiel. Das brachte ihn, wie einst Galilei durch einen schwingenden Küster auf das Pendelgesetz aufmerksam geworden war, auf den Gedanken der allverbreiteten Schwerkraft, der großen Venterin im Weltall. Der Baum stand noch bis zum Jahre 1826, bis ihn ein Sturm niederwarf. Ein aus seinem Holze gefertigter Stuhl wird den Besuchern von Newton's Geburtshaus noch heute gezeigt.

M. Kronfeld.

### kleines Fenilleton.

h. d. Das erwachende Berlin. Der Obdachlose. Ein Stoh gegen die linke Schulter — „Himmeldonnerwetter! Machen Sie doch jesälligst Ihre Fensterladen uff!“ schreit ihm Einer nach. Er blinzelt mit den Augen und tritt weiter. Den Kopf, den eine schwarze, schmierige Arbeitsmütze bedeckt, senkt er wieder nach vorn und zieht den Hals in das saferige Tuch. Der glänzende Rock ist nur oben zugeknöpft, alle übrigen Knöpfe fehlen. Unter dem Rock trägt er eine löcherige, wollene Jacke. Die Hände hat er in die Taschen der ausgefranzten Hosen gesteckt. Die Handgelenke werden von den kurzen Ärmeln des Rockes nicht bedeckt; sie sind blau-gefroren. Mit den Beinen macht er zitternde gleichmäßige Schritte. In sein stoppeliges Gesicht hat sich die graue Farbe des Hungers und der Ermattung eingefressen. Die Straßen sind leer, die Kolläden vor den Schaufenstern herabgelassen. Die wenigen Laternen werfen ihre vom Winde hin und her geschobenen Lichtscheine über die todten Häuserfronten. Die Augen sinken dem Manne zu. Doch die Beine schreiten weiter. Er scheint im Schlaf zu wandeln. Zus Ayl war er zu spät gekommen; es war schon überfüllt. Seitdem läuft er umher. Draußen am Görlicher Bahnhof wollte er sich in einen Neubau einschleichen, in dessen leeren Räumen große Kokskörbe glühten. Aber der Bauwächter hatte ihn fortgejagt. Dann war er nach einer Straße im Norden gegangen. Vor einem Mehl- und Vorkostladen hatte er Halt gemacht. Einige in Lächer gebüllte Arbeiterfrauen waren an ihm vorbeigehuscht. Kinder, die fröhlich an ihm vorbeiliefen, waren in den Laden eingetreten. Ein spätliches

Licht fiel aus seinem überfrorenen Fenster über die Straße. Als die Kinder herauskamen, erschlag es, und die Kolläden rutschten quietschend vor Fenster und Lädenhür. Er hatte nicht den Muth gehabt, einzutreten. Die Ladenbesitzerin, seine Nichte, hätte ihm doch kein Nachtlager gegeben. — Er war weiter gegangen. —

Jetzt kommt er die Breitestraße herauf. Die Uhren schlagen durcheinander. Es ist schon zwei Uhr. Auf der Schloßbrücke kommt ihm der Wind scharf entgegen. Er zieht die Schultern enger zusammen. Droschken holpern über den Opernplatz. Weiter hinunter — — Das Klappen von Schritten auf dem Asphalt schreckt ihn auf. Er bleibt stehen und blickt um sich. Aus hohen, schwindenden Scheiben flimmert und schillert elektrisches Licht: Café Bauer. Im Eingang steht der betrieblie Thürhüter. Ein Schwarm junger Männer schreiet lachend und singend über den Straßendam nach den Droschken, die in einer langen Reihe im zweiten Fahrwege stehen. Ah, hört drüben, im Mittelweg stehen ja Bänke. — Nur einmal sitzen! Er geht über die Friedrichstraße hinweg, in der noch viele Menschen schwärmen. „Na, Sie Männchen!“ sagt ein junges Mädchen, das er beinahe umgerannt hätte. Sie lacht mit ihrem Begleiter, der ebenso wie sie noch merkwürdig munter ist und der mit einem Satz in den vorüberfahrenden Nachtomnibus springt. Und die Augenlider drücken so schwer . . .

„Hier ist keine Schlafkammer!“  
Er sieht gähnend auf. Vor ihm steht ein Schuhmann: „Weitergehen — Weitergehen!“ Er erhebt sich und tritt mit wankenden Schritten vorwärts, die Promenade hinunter. Hier ist es wieder still und leer. Nur auf der anderen Seite, auf dem Bürgersteig, geht ein einsamer Mann. Auf dem Pariser Platz, dessen Paläste wie riesige Grabmale dunkel nebeneinander liegen, schurt und klirrt etwas. Ein Pferd zieht ein Gestell — Staubwolken wirbeln hinter ihm auf — — die Straßenkehrmaschine. Das erste Zeichen vom neuen Tag. Nun muß es ja bald wieder Tag werden! Die Augenlider sinken ihm zu. — Seine Beine schreiten vorwärts — weiter — weiter — —

**Theater.**

— „Neue freie Volksbühne.“ In unserer Besprechung des Stückes „Die Kinder der Excellenz“ fand sich der Satz: „Es wurde gesagt, das Stück hätte zur Aufführung genommen werden müssen, weil die Mittel, künstlerische sowohl wie materielle, zu etwas Besserem nicht reichten.“ Von der Leitung der „Neuen freien Volksbühne“ erhalten wir nun eine Zuschrift, in der betont wird, daß nicht die Mittel des Vereins die Wahl eines anderen Stückes verhindert hätten. Man sei deshalb in der Wahl beschränkt, weil für eine ganze Reihe von Stücken die Mittel, d. h. der Fundus, die Requisiten, die Garderobe des Thalia-Theaters nicht ausreichten. —

**Musik.**

— Die Weimarer Hofkapelle im 17. Jahrhundert. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Mailand geschrieben: Die „Gazzetta Musicale“ veröffentlicht in ihrer letzten Nummer einige Urkunden aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, in denen unter anderem von der Pflege der Musik am großherzoglichen Hofe zu Weimar die Rede ist. Wie es scheint, wurde Weimar in jenen Jahren häufig von italienischen Virtuosen besucht, doch gab es seit dem Jahre 1593 in Weimar auch eine einheimische Hofkapelle. Sie bestand aus 14 Künstlern: dem Kapellmeister, einem Lautenspieler, einem Geigenspieler und 11 Sängern. Unter den Sängern fanden sich drei Soprane von der Art der Soprane der Sixtinischen Kapelle. Der Kapellmeister Hans Heroldt bezog ein Jahresgehalt von 124 Gulden, außerdem erhielt er noch 6 Scheffel Korn, drei Fässer Bier, Wildpret und Holz. Mit diesen Naturalgaben hatte der Kapellmeister von Zeit zu Zeit Schmausereien für seine Musikanten zu veranstalten, um sie bei guter Stimmung und Laune zu erhalten. Das Gehalt der Musikanten schwankte zwischen 20 und 40 Gulden im Jahre, nur der Altist Kuschler erhielt 52 Gulden, weil seine Stimme so stark und wohlklingend war, daß sie für zwei gelten konnte. In der That, während Sopran, Tenor und Bass mit je 8 Stimmen besetzt waren, zählte die Kapelle nur 2 Altisten, dank der hervorragend kräftigen Stimme Kuschler's. —

**Kunst.**

— Der preussische Kunstfonds, bestimmt zum Ankauf von Kunstwerken für die National-Gallerie sowie zur Förderung der monumentalen Malerei und Plastik und des Kupferstichs, betrug bisher 300 000 M. jährlich. Schon seit längerer Zeit hat sich indessen dieser Fonds als unzureichend erwiesen. Für das neue Etatsjahr soll er nun auf 350 000 M. erhöht werden. Zur Begründung dieser Mehrforderung wird im Etat ausgesetzt, daß es zur Gebung und Verbreitung des Kunstsinns erforderlich erscheine, den aus den Provinzen eingehenden Anträgen auf Ausführung von Werken der monumentalen Kunst mehr als bisher Nachsicht zu tragen. —

**Kunstgewerbe.**

— o — Moderne Möbel sind von der Londoner Guild and School of Handicraft bei der Kunsthandlung von Keller und Reiner eingetroffen. Auch sie zeigen, wie die neulich an dieser Stelle besprochenen Metallarbeiten derselben Schule, das Streben nach Vereinfachung und eigenartiger Neuheit. Nur Vorliebe ist stumpfes Holz verwendet worden, das mit Metalleinlagen und zart bemalten Füllungen angenehme Reize bietet. Das schönste Stück ist

der helle Speiseschrank. Ganz einfache, glatte Linien, ohne Drehslei und Schnitzerei. Dabei doch nicht nüchtern. Die Metalleinlagen des Speiseschrankes sind flache Blumenornamente, eine originelle Abweichung von den alten Kugelflächen und Kannelierungen. Während der Aufbau der Schränke geglättet ist, hat man bei den Stühlen anscheinend vergessen, daß sie zum Sitzen dienen sollen. Einige von ihnen sind sehr eckig gerathen, und nur einer erfüllt alle Anforderungen der Bequemlichkeit und gefälligen Form, das ist der helle Stuhl. Außer diesen interessanten Modellen sind augenblicklich bei derselben Kunsthandlung noch Teppiche zu sehen. Da sind zuerst die von Lemmen aus Brüssel zu nennen. Von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß ein Fußteppich nur dem zu gleichen hat, worüber auch in der Wirklichkeit der Fuß eines Menschen schreiten kann, hat der Künstler nur einige stilisirte Streublumen eingewebt. Die gedämpften Farben harmoniren gut in ihrer geringen Zahl. Auch kommen die wenigen Blumen auf dem breiten Grunde wirkungsvoll zur Geltung. Auch neue deutsche Wandteppiche sind angefertigt. Ihre Entwürfe rühren von O. Eckmann, A. Endell und anderen her. Auf archaische Weise hat man die eckigen Linien der Weberei übertrieben. Das ergab für die Landschaften eine sonderbare Stimmung. Gestalten, Häuser, Bäume u. s. w. sind wie bei der alten Bauernweberei in einer Farbe gehalten. Doch dürften Figuren ohne Schatten und Abtönung kaum ein erstrebenswerthes Ziel sein, wenn auch zugestanden werden soll, daß sie einen besseren künstlerischen Eindruck machen, als die faden Schärferenzen auf den Teppichen vieler Fabriken und weiblichen Handarbeitschulen.

Als gute Beweise für das Handwerksarbeiten der Künstler können auch die keramischen Erzeugnisse des Münchners von Heider gelten. Seine Formen sind nicht sehr reichhaltig, doch sind die Glasuren von außerordentlicher Schönheit; eine Vase glänzt golden metallisch. Die Künstler, die uns jetzt, nachdem J. V. Dänemart schon seit 15 Jahren eine frisch aufgeblühte keramische Kunst hat, ein neues Kunstgewerbe geben wollen, kommen, weil sie nicht über die fabriklischen Hilfsmittel verfügen, bei der Handarbeit mit ihren Zufälligkeiten auf allerlei schöne, reizvolle Dinge. Sie, die Dilettanten im Handwerk, zeigen ihm neue Wege, und ihre Werke beweisen, daß diese Wege die richtigen sind. —

**Geographisches.**

— Das Todte Meer Amerika's. Ebenso wie Palästina besitzen auch die Vereinigten Staaten ein „Todtes Meer“, welches sie der heilkräftigen Eigenschaften seines Wassers wegen den Medizin-See (Medical-Lake) nennen. Es liegt im Süden des Staates Washington auf der großen, vom Columbia-Flusse umschlungenen Hochebene in 610 Meter Höhe über dem Stillen Ozean. Da kein Fluß sich in dasselbe ergießt und das Niveau trotz der beträchtlichen Verdunstung in dieser trockenen Luft sich gleich bleibt, so nimmt man an, daß es von Quellen innerhalb seines Beckens genährt werde. Der Salzgehalt des Wassers ist beinahe ebenso groß, wie im Todten Meere von Palästina. Nach neueren Untersuchungen leben indessen doch mehrere Thiere in demselben, nämlich eine ganz kleine Schildkröte und ein sonderbarer, 20 Zentimeter langer Fisch, der seine langen, gegliederten Vorderfüße zum Herumgehen auf dem Boden benutzen kann. In einem Umkreise bis zu 2 Kilometer um den See fehlt aller Pflanzenwuchs auf dem thonigen Boden. — („Oesterreichische Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen.“) —

**Medizinisches.**

u. Scharlachübertragung durch Milch. In East Orange, im Staat New-Yersey (Nordamerika), entstand eine auf einen engen Umkreis beschränkte, innerhalb desselben aber auffallend heftige Epidemie von Scharlachfieber. Nur in 16 Häusern zeigte sich die Krankheit, in jedem derselben aber wurden mehrere, bis zu vier Menschen betroffen. Als man nun nach der Entstehungsurache dieser unter so merkwürdigen Umständen vorgekommenen Seuche forschte, stellte sich heraus, daß die Bewohner der sechzehn in Frage kommenden Häuser ihre Milch aus einer und derselben Molkerei bezogen. Der Sohn des Besitzers derselben war am Scharlachfieber erkrankt, und kurz bevor die Krankheit bei ihm zum Ausbruch kam, war er in den Kuhstall gegangen und hatte die Röhre gemolken. Nun war also klar, daß dieser junge Mann die Kuhenteer und danach die Milch mit der bei ihm damals noch latenten Krankheit infizirt hatte. Dieser Vorfall lehrt wiederum, daß man beim Hantiren mit Milch die größte Vorsicht beobachten und am besten überhaupt nur gut abgekochte, das heißt wirklich zum Sieden gekommene Milch genießen soll. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

— Zur Geschichte der Gemüse erzählt die „Romanwelt“: Zu den ersten Pflanzen, die von Menschen angebaut wurden, gehört die Linse. Sie stammt vom Himalaya. Eben so alt ist die Kultur der Laucharten, die ebenfalls aus Asien stammen. Nero, der allmonatlich mehrere Tage hindurch Lauch aß, um seine Stimme zu klären, wurde spottweise Porrophagus — der Lauchfresser — genannt. Zu den Zeiten der Pharaonen wurde der Lauch in Egypten allgemein kultivirt. Der Knoblauch speziell galt bei den Alten als diätetisches Gemüßmittel. Die Israeliten in der ägyptischen Gefangenschaft, die Arbeiter an der Cheops-Pyramide, die Soldaten, Matrosen, Feldarbeiter bei den alten Griechen und Römern aßen Knoblauch, wenn sie von der Hitze und

Arbeit erschläfft waren. Sphinxstene, der bekannte Geschichtschreiber Judens, berichtet, daß noch jetzt die Völker in Gegenden, die vom Samum heimgeführt werden, sich die Lippen und die Nase mit Knoblauch einreiben, um, wie sie glauben, von dem heißen Winde weniger zu leiden. Die Zwiebel war bei den Ägyptern Gegenstand der Verehrung. Sie kam gleichfalls aus Indien. Auch die Gurke war in Ostindien heimisch, sowie in Kaschmir, China und Persien. Die Ägypter bereiteten ein Getränk aus Gurkenast. Die Kürbisarten werden in Asien mit Vorliebe kultiviert. Spargel, der an der englischen Küste und in Rußland wild wächst, war das Lieblingsgemüse Plato's, und Aristophanes pries es als ein gutes Verdauungsmittel. In den russischen Steppen ist der wilde Spargel so häufig, daß ihn das Vieh abgrast. Lattich galt bei den Allen als ein wirksames Mittel gegen den Mauth. Spinat ist eine arabische Pflanze, die von den Arabern nach Spanien gebracht wurde. Sehr geschätzt waren von den alten Ägyptern, Griechen und Römern der Endivienalat und die Petersilie. Die Melone stammt aus Südasien und wurde schon von Ägyptern, Griechen und Römern kultiviert. Columbus führte sie in Amerika ein. Die Wassermelone ist in Afrika zu Hause, der Kohl in Griechenland; Cinnamum besahlt seine Anpflanzung in Rom. Der Blumenkohl stammt aus Ägypten. Rettiche, aus China stammend, wurden schon in alten Zeiten in Europa kultiviert. Aus China kam auch der Rhabarber, der im vierzehnten Jahrhundert in Europa eingeführt wurde. Die Bohne ist in Ägypten und Ostindien heimisch, die Erbse überall in Asien. Beide wurden schon seit ältesten Zeiten in Europa angebaut. In den Schweizer Pfahlbauten der Bronzeperiode sind Erbsen gefunden worden. Die Lupine kommt aus Ägypten. In Europa heimisch sind noch: Meerrettich, aus Rußland nach Westeuropa verbreitet; Sellerie, der in Großbritannien einst ein gemeines Unkraut gewesen; Fenchel, dessen Früchte bei den alten Römern beliebt waren und noch heute in Ägypten gegessen werden; Pfefferkraut, Pastinak, Zichorie, Artischocke, Mohrrübe und rote Rübe, an den Gestaden Südeuropas heimisch und seit Urzeiten angebaut; Kresse, die aber auch in Asien und Amerika wild wächst; Sauerampfer, Viburnell. Mit einer Anzahl uns jetzt unentbehrlich erscheinender Gewächse hat uns Amerika beschenkt. Es sei nur an die Kartoffel erinnert, deren Geschichte unbekannt ist, sowie an die Tomaten und an die Opuntien. —

### Aus dem Gebiete der Chemie.

— Die Vertheilung der Kohlenäure in der Luft hat der englische Chemiker Carleton Williams durch Untersuchung der Luft einer Vorstadt von Sheffield (1 1/2 englische Meilen vom Mittelpunkt der Stadt entfernt) festgestellt. Es hat sich, wie die „Chem. News“ berichtet, dabei ergeben, daß Schnee und Nebel große Zunahme der Kohlenäure bewirken, während Regen ohne wesentlichen Einfluß ist. Die Kohlenäure hat ein Maximum im Januar und fällt bei steigender Temperatur. Weitere Versuche wurden über die Vertheilung der Kohlenäure in Schul-, Schlaf- und Wohnzimmer in verschiedenen Höhen vom Fußboden angestellt. Zimmer von 26–31 Fuß Höhe enthalten unter der Decke weniger Kohlenäure als am Fußboden. Dagegen ist in den Zimmern von 9 1/2–16 Fuß Höhe die Luft zwei Fuß unter der Decke weit kohlenäurereicher als die Luft zwei Fuß hoch über dem Fußboden. —

### Astronomisches.

t. Wieder zwei neue veränderliche Sterne hat der Astronom Dr. Anderson an der Sternwarte zu Edinburgh entdeckt, den einen in dem Sternbilde des Drachen, den zweiten in dem der Zwillinge. Die Sterne an sich sind nicht neu, sondern finden sich bereits in dem großen Bonner Sternkataloge verzeichnet, aber ihre veränderliche Natur war bisher nicht beobachtet worden. Das Sternchen im Drachen mußte im Frühherbst 1897 kleiner als ein Stern zehnter Größe gewesen sein, weil Dr. Anderson es mit seinem 24-zölligen Fernrohre nicht sehen konnte, obgleich ganz in der Nähe seiner Stellung ein Stern von der Größe 9,7 deutlich zu erkennen war. Am 26. November war der Stern plötzlich wieder sichtbar und überstrahlte seinen Nachbar sogar in merklicher Weise. Der neue veränderliche Stern in dem Bilde der Zwillinge war bisher mit der Größe 8,5 angegeben. Im März 1897 war er nur unwesentlich schwächer als diese Größe, dann nahm aber die Helligkeit bis Ende April bis unter die zehnte Größe ab und stieg dann von neuem, bis der Stern am 28. November sogar heller war, als im Katalog angegeben. —

ie. Zwei Photographien eines Marsmondes. Dem Astronomen S. Kostinsky an der Sternwarte zu Pulkowa bei Moskau ist es nach einem Briefe an die „Astronomischen Nachrichten“ während der letzten Opposition des Planeten Mars gelungen, nicht nur den Planeten selbst, sondern auch seinen äußeren Trabanten Deimos scharf zu photographiren, trotzdem sowohl die Witterung als die große Entfernung des Planeten von der Erde dem Versuche nicht gerade günstig waren. Kostinsky nahm den genannten Marsmond siebenmal hintereinander auf und erhielt unter diesen Bildern zwei so scharfe, daß an ihnen Messungen der Größe und der Stellung zum Hauptplaneten vorgenommen werden konnten. Bei diesen beiden Bildern wurde die Platte einmal 15, das andere Mal 25 Minuten exponirt. Von dem inneren Marsmonde Phobos konnten befriedigende Photographien nicht erhalten werden. —

### Humoristisches.

e. e. Der Konservator des Monolithen. Sganarelle (Sarcy) erzählt im „Temps“ folgende ergötliche Geschichte: Einer von den Leuten, die man irgendwo einmal gesehen hat, brachte mir heute eine Petition, die er an den Minister der schönen Künste richten will, und bat mich, sie zu besfürworten. Das ist ein Liebesdienst, den man in Paris niemals verweigert, wenn das Gesuch nicht ganz unvernünftig ist. Was verlangen Sie also? — fragte ich ihn. — „Ich möchte zum Konservator des Monolithen (Obelisken von Luxor) auf der „Place de la Concorde“ ernannt werden, mit einem Jahresgehalt von 1500 bis 2000 Franks. — „Pardon!“ erwiderte ich, „Sie sind wohl ein kleiner Schäler?“ — Er sah mich so erstaunt an, daß ich über meinen Verdacht erröthen mußte. — „Gib es denn,“ fragte ich ihn, „jemals einen Konservator dieses Monolithen?“ — „Noch nicht,“ erwiderte er; „es ist ein neu zu schaffendes Amt, und ich habe keinen Konkurrenten bei der Bewerbung.“ Die Sache begann mich zu interessieren. „Wie in aller Welt,“ fragte ich weiter, „sind Sie denn auf die originelle Idee gekommen, Konservator des Monolithen werden zu wollen? Ich habe diesen Posten noch niemals im Budget gefunden.“ — „Weil Sie den Staatshaushalt nicht genau studiren. Sie glauben gar nicht, was man alles im Budget findet. So habe ich im Budget des Ministeriums der schönen Künste drei Forderungen gefunden, die sicherlich Ihr Interesse ebenso erwecken werden, wie sie das meine erregt haben: 1. Gehalt für den Konservator der Juli-Säule ... 1500 Franks. 2. Gehalt für den Konservator der Boulogne-sur-Mer-Säule ... 5000 Franks. 3. Gehalt für den Konservator der Marmorblöcke, die der Staat den armen Künstlern schenkt ... 5000 Franks. Was sagen Sie nun?“ fügte er triumphirend hinzu. — „Es giebt also,“ rief ich aus, „einen Herrn, dem man 1500 Franks bezahlt, damit er von Zeit zu Zeit der Juli-Säule einen Besuch abstatte und nachsehe, ob sie noch da ist?“ — „Bei Gott! es scheint so.“ — „Und man giebt einem anderen Herrn 5000 Franks dafür, daß er ein- oder zweimal im Jahre nachsieht, ob der Napoleon von Boyo noch immer auf der Boulogne-sur-Mer-Säule steht?“ — „Im Budget steht es so.“ — „Aber die Säule stammt ja aus dem Jahre 1804; zu 5000 Franks für das Jahr gerechnet, hat ja die „Konservierung“ mehr gekostet als die Errichtung.“ Aus diesen Gründen wollen Sie also den Monolith konserviren?“ — „Natürlich. Die 1500 Franks wären gut angebracht, denn ich brauche sie sehr nöthig.“ — „Könnten Sie nicht zugleich auch die Konservierung der Vendôme-Säule übernehmen?“ — „O, das wäre zuviel,“ erwiderte er bescheiden. Ein anderer will auch etwas haben.“ —

— Ein Gemüths mensch. Sie: „Abend für Abend gehst Du Deinem Vergnügen nach, und ich muß zu Hause sitzen. Wozu hast Du Dich eigentlich verbeirathet?“  
Er: „Damit ich jemand hab', der bei den armen kleinen Würmern bleibt.“ —

### Vermischtes vom Tage!

— In Leobsküh ist die große Wollwaaren-Fabrik von G. Schneider u. Co. vollständig niedergebrannt. —

— In Reinholdshain bei Glauchau sind die Eheleute Gräfe, der Mann 80, die Frau 77 Jahre alt, zu einer und derselben Stunde verstorben. —

— Typhus in Budapest. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Budapest gemeldet: Hier herrscht infolge des Salactens des Sanitätsrathes, wonach die Typhuskrankungen in der Stadt sich in erschreckender Anzahl mehren und auf infizirtes Wasser zurückzuführen sind, große Bestürzung. Man erwartet außerordentliche Maßnahmen. Das Publikum trinkt nur noch abgekochtes Wasser. —

— In Genf wollte ein Italiener seinen Fremden vor-demonstriren, daß das Verbot der Verhörung elektrischer Leuchtungsdrähte keinen Zweck habe. Kaum aber hatte er die Drähte berührt, als er todt zu Boden sank. —

— Bei der Preisvertheilung in der Pariser Akademie der Wissenschaften am 10. dieses Monats wurde der Prix La Caze (10 000 Franks) dem Professor Nöntgen zugesprochen. —

Stockholm, 13. Januar. Professor Nordenstiöld theilte in der Akademie der Wissenschaften mit, dem Ministerium des Aeußeren sei eine Nachricht zugegangen, nach welcher zwischen dem 4. und 7. August 1897 in Britisch-Kolumbien unter dem 53. Grad 20 Min. nördlicher Breite und dem 121. Grad 30 Min. westlicher Länge, sieben Meilen nördlich vom Quésnelles-See, von mehreren glaubwürdigen Personen ein Ballon beobachtet worden sei. Nordenstiöld hält die Nachricht für eine derartige, daß eine nähere Untersuchung derselben empfehlenswerth sein dürfte. —

— In der Provinz Valencia (Spanien) sind infolge Austretens der Flüsse mehrere Dörfer überschwemmt. —

— New-York, 13. Januar. Edison kündigt die Entdeckung eines neuen Metalls an, das in einem gewissen Prozentfuß mit Gußeisen verbunden, diesem die Haltbarkeit und Glanzigkeit des Stahles verleiht. Die Experimente sind noch nicht abgeschlossen. —

— New-York, 13. Januar. Man nimmt an, daß bei dem gestrigen Wirbelssturm in Fort Smith 50 Personen umgekommen sind; bisher sind 41 Leichen geborgen. —